



Wohn-Galerie: Der ehemalige Frauenwaschraum der Spinnerei gehört zu Manfred Mühlhaupts Kunst-Pension „Meisterzimmer“

A

IN EINEM LAUEN ABEND im Wamslergarten ist es um mich geschehen. Auf dem Tisch vor mir steht ein gewaltiger Hamburger, vom Grillmeister mit Gemüse statt mit traurigen Salatblättern belegt. Am Tisch neben mir unterhält sich ein Paar mittleren Alters auf Englisch, sie wilde, rötlich glänzende Haare, flatterndes Gewand, er ein großes Lachen im unrasierten Gesicht. Beide so selbstverständlich in ihr Gespräch über das Hier und Jetzt der Stadt vertieft, dass sich ahnen lässt: Sie sind nicht nur zu Besuch. Hinter meinem Rücken fließt der Karl-Heine-Kanal dahin; ein wenig unscheinbar in seinem Betonbett, vor meinen Augen erhebt sich ein gewaltiger Industriebau, roter Backstein, kaputte Fenster. Man könnte sich jetzt überlegen, wann er das Sonnenlicht endgültig verschlucken wird, das noch ein paar Plätze des Biergartens wärmt, und ob es nicht idyllischere Orte für einen Feierabenddrink geben könnte. Ich aber frage mich: Wie es wohl wäre, in Leipzig zu leben.

Ein beliebtes Gedankenspiel der Reisenden, um einen unbekanntem Ort besser zu begreifen. Mit der Realität und den eigenen Ansprüchen hat die Fantasterei normalerweise nichts zu tun. In Leipzig aber macht sich dabei ein heimeliges Gefühl breit, eine Art spontane Bodenhaftung, irritierend, aber angenehm. Irritierend vor allem, weil ich sehr überzeugt in der Nähe wohne, in der Hauptstadt. Trotzdem, oder vielleicht auch deshalb, sind wir uns jetzt erst begegnet, Leipzig und ich.

ES IST MEIN DRITTER TAG IN DER STADT, aber die To-do-Liste der imaginären Zukunft schon ziemlich lang. Wenn ich hier leben würde, dann könnte ich an Wochenenden im „Café Grundmann“ unter wagenradgroßen Lampen sitzen, und nichts in dem schlicht-schönen Kaffeehaus würde mich von der Lektüre aller Tageszeitungen ablenken. Ich würde in Sommernächten durch den Clara-Zetkin-Park radeln in einem Kleid, das mir die zauberhafte Verkäuferin der Boutique „Pussy Galore“ aufgeschwatzt hat. Und ich wäre damit bei einem letzten Drink auf dem Rasen vor dem „Café Kafi“ ebenso hübsch anzusehen wie die anderen, die dort leicht trunken unter Lampions über Kunst und Arthouse-Filme diskutieren. An regentassen Tagen würde ich schweigen und lesen, im würdig holzgetäfelten Großen Lesesaal der Deutschen Nationalbibliothek oder in der Kunstbibliothek der Halle 14 auf dem Gelände der alten Baumwollspinnerei. Ich würde im Winter mit den Totenkopffaffen in „Gondwanaland“ schwitzen, der größten Tropenhalle Europas. Oder im Orchesterraum des Bach-Museums die Knöpfe der einzelnen Tonspuren so lange drücken, bis ich eine *oboe d'amore* von einer *oboe da caccia* unterscheiden könnte. Ich würde in der Buchhandlung „Wörtersee“ die Wände leerkaufen und mit den hintersinnigen Grafiken Leipziger Comic-Künstler meine Wohnung dekorieren. Aber meine Wohnung wäre vielleicht gar keine, sondern eine zerbröselnde Villa oder ein ganzes Mietshaus. Ich würde es eigenhändig sanieren und nebenbei alle verwegenen Geschäftsideen realisieren, die jemals durch mein Hirn gerauscht sind.

So ist das in Leipzig, man ist kaum da und hat den Kopf voller Pläne, sieht eine Stadt im stetigen Umbruch und spürt den Geist, der durch sie weht. Es fängt schon beim Bahnhof an, damals Europas größter Kopfhahn, gebaut von 1902 bis 1915 für eine prosperierende Metropole, das gewölbte Glasdach der Halle fast dreißig Meter hoch. Ein selten großzügiger Ort.

Es soll Leipziger geben, die kommen hierher, obwohl sie gar nicht wegmüssen, und lassen die Gedanken reisen. Man kann sie gut verstehen. Räume, Freiräume, das ist das omnipräsente Stichwort, es wird ja überall gebaut in dieser Stadt, die immer noch so viele Lücken und Brachen zeigt. Dem ersten Taxifahrer gleich gestehe ich, dass ich noch nie in Leipzig war. Er lacht gelassen und sagt: „Na, ist doch prima, dann müssen Sie nicht ständig lästige Vergleiche zu früher ziehen.“

Das Leipzig von heute würde wohl nur gewinnen dabei. Wo etwas Neues steht oder wächst, da kann man nur freudig staunen über den Mut der Bauherren und der Stadt. Der symbolträchtige Universitäts-Neubau des Paulinums am Augustusplatz, wo bis 1968 die Paulinerkirche stand, die Walter Ulbricht abreißen ließ, die glasklare Konstruktion des Museums der Bildenden Künste, die futuristische Erweiterung der altehrwürdigen Nationalbibliothek, die reflektierende Fassade des Bürohauses, in der sich die Gründerzeitbauten des Peterssteinwegs spiegeln – alles weltstädtwürdige Gebäude, die ihren Rahmen nicht sprengen.

In Stein gemeißelte Hoffnung auf Status aber erschafft noch keine spannende Stadt. Und Leipzig mit seinen 520 000 Einwohnern ist viel zu lebendig, als dass man seine Zeit dort damit verbringen sollte, tote Häuser anzusehen. Man trifft nämlich ständig Menschen, freundlich, aufgeschlossen, lässig und lustig sind die meisten von ihnen. Also ganz anders als viele in meiner Heimatstadt. Wenn das Wetter ansatzweise schön ist, sitzen sie alle draußen, auf den Treppen der historischen Gebäude, im Grün der Parks, die wie ein Band die Stadt durchziehen, oder auf Kneipenterrassen, die meistens nur ein Gehsteig sind. Kein Meter Platz wird verschenkt: Es gibt ein Wort hier für Gastronomie an der frischen Luft, sie nennen es „Freisitz“ und meinen damit wohl auch eine Art Lebenshaltung.

MAN KÖNNT NUN DENKEN, sie haben nichts anderes zu tun, aber das stimmt nicht, sie machen in Leipzig nur nicht so ein Gewese um Szene und Kreativwirtschaft. Henriette Weber zum Beispiel ist ein zartes Geschöpf mit Bubikopf und klaren Ansichten. Sie ist außerdem eine Hälfte des Lubok-Verlags, den sie zusammen mit ihrem Freund, dem Künstler Christoph Ruckhäberle, betreibt. In einem kleinen Ladenbüro in der Südvorstadt, dort, wo Leben und Künstler schon vor Jahren ihre erste gemeinsame Heimat gefunden haben, stellen die beiden ihre gedruckten Kreationen aus. Als Bücher gebundene Linolschnitte in limitierter Auflage, bestückt von namhaften Künstlern aus Leipzig, London, New York. Henriette Weber sagt: „Man kann hier schräge Sachen machen, ohne dass sie einen gleich ruinieren.“ Weil es Räume dafür gibt, nicht nur ideell, sondern real und vor allem bezahlbar.

Und während Henriette Weber das erzählt, nimmt die leichtlebige Dynamik Leipzigs mich mit und ihren ▶

Lauf. Ein gut gelaunter Mann tritt durch die Tür, er heißt Thilo Egenberger, spricht mit deutlich bayerischem Akzent und will einen der großformatigen Drucke von Ruckhäberle kaufen, der, noch verpackt von einer Ausstellung, an der Wand lehnt. Die liegende Frau, schwarz-weiß, mädchenhaft gekleidet, in lasziver Haltung, soll ein Geburtstagsgeschenk werden für seine Freundin. Mit ihr betreibt er einen kleinen Lebensmittelgroßhandel und verkauft handverlesene Produkte aus Deutschland in der Region. Vor 23 Jahren, kurz nach der Wende, ist er aus einem Dorf im Allgäu nach Leipzig gekommen – und wollte nie wieder weg. Weil er schon damals eine besondere Offenheit spürte, ein Erbe, so glaubt er, der Historie als Handels- und Messestadt geschuldet.

Sein Lager hat er im Westwerk, einem alten Industrieareal an der Karl-Heine-Straße, sie ist die kommende Meile der Stadt. „Dort entsteht gerade so viel, Galerien, Läden, Cafés, mit einer ganz eigenen Energie. Man kann in Leipzig so schöne Dinge anstellen.“ Darauf gibt er einen aus, eine Runde „Lipz“-Schorle mit Rhabarbergeschmack, er produziert sie selbst, die bunten Etiketten mit den clownesken Figuren hat Christoph Ruckhäberle gestaltet. Und weil der kein Unbekannter ist im überregionalen Kunstbetrieb, bekommt Egenberger viele Anfragen von interessierten Bars für seine Produkte, auch aus Berlin. Aber so weit weg liefert er nicht, das sprengt sein Konzept, das überschaubar bleiben soll.

Dafür schickt er mich auf die Reise nach Westen in den Wamslergarten, der im Hof des Westwerks liegt. Und Henriette Weber fügt hinzu, dass in dem kleinen Programmkino „Luru“ auf dem Gelände der alten Baumwollspinnerei eine besondere Horrorfilmmacht stattfindet, dort könne ich Ralf Donis treffen, ein stadtbekanntes Unikum aus der Humor- und Performance-Szene um den Club „Ilse Erika“, das die Filme auswählt und die Veranstaltung moderiert.

WER DEN WEG NACH WESTEN NIMMT und dafür ein Fahrrad bestiegt, weil man Leipzig kaum besser erkunden kann, der fährt am Kanal entlang. Vorbei an Bootsstationen, von denen aus die Leipziger in den Feierabend entgleiten, an herausgeputzten Backsteinfassaden mit blumengeschmückten Balkonen und Fabriken, aus denen der Leerstand gähnt. Die Spinnerei, die am Ende der Karl-Heine-Straße liegt, ist der Nukleus der unabhängigen Kunst in Leipzig: Galerien, Ateliers und Gewerbe auf insgesamt 80 000 Quadratmetern, rund 65 000 davon werden bespielt. Neo Rauch hat dort sein Atelier und die Galerie Eigen + Art, die Künstler der Leipziger Schule für stolze Summen in die Welt verkauft, ihren Stammsitz.

Den Kinobetreiber Michael Ludwig kenne ich schon, er hat mir einen Tag vorher ein Ticket für die Führung über das Spinnerei-Gelände verkauft. Und Christine, die schöne Kunststudentin, die uns dabei mit sanfter Stimme den Weg durch die sehr gegenwärtigen Ausstellungen wies, obwohl sie gerade über französische Maler im 19. Jahrhundert promoviert, werde ich an der Kasse der Galerie für Zeitgenössische Kunst ein zweites Mal treffen. Der junge Mann mit der hochgeklappten Schildmütze, welcher im vier Reihen kleinen Kinosaal des Luru-Kinos neben mir saß, erzählt am nächsten Tag im „Hotel Seeblick“ zwei Begleiterinnen seine Lieblingsszene aus dem Horrorfilm, die übrigens auch meine war. Ich sitze zufällig daneben. Und fühle mich nicht gelangweilt von der Überschaubarkeit der Stadt, sondern fast so, als gehörte ich schon ein bisschen dazu. „Facebook“, hatte Henriette Weber lachend gesagt, „brauchen wir hier nicht.“

Das Wunder von Leipzig erklären alle, die dort wohnen, denkbar einfach: kurze Wege, alles, was man braucht und was Spaß macht, ist in Fahrraddistanz. Fast überall lässt sich fußläufig ein Park erreichen. Der Himmel ist weit, die Bausubstanz alt, bisweilen hochherrschaftlich. Manche sagen auch nur: Man hat hier so viel Freiheit.

Wer Vergleiche sucht, weil er dort nicht zu Hause ist, wähnt sich in den Jugendstil-Passagen der Innenstadt in Paris, auf den großzügigen Plätzen in Wien, und an der Karl-Liebknecht-Straße sieht es aus wie am Prenzlauer Berg, als er noch bunt und lustig war.

Etwas erschaffen und sich dabei selbst neu erfinden, das ist der Motor, der diese Stadt antreibt. Nicht nur weil mit der Hochschule für Grafik und Buchkunst und dem Deutschen Literaturinstitut zwei kreative Talentschmieden in der nächsten Nachbarschaft wohnen. Sondern weil sie sonst wenig Perspektiven zu bieten hat, mit einer Arbeitslosenquote von 12 Prozent und über 700 Millionen Euro Schulden.

IN DER „NEW YORK TIMES“ stand Leipzig 2010 auf einer Liste der Städte, die man besuchen sollte, bevor sie gentrifiziert werden. Dort, wo Gabriele Pagels lebt, im Graphischen Viertel, hat der Traum vom „Loft-Living“ schon ein paar Investoren gefunden. Die Reisekauffrau wohnt unterm Dach einer schick renovierten ehemaligen Buchbinderei und bietet Gästen Unterkunft. „Manche stehen bei mir auf der Terrasse, schauen über die Stadt und sagen: ‚Das hätten wir nicht gedacht, dass hier alles schon so gut aussieht.‘“ Und als sie nach Leipzig zog, haben Bekannte verwundert gefragt: „Was willst du denn im Osten?“ Gabriele Pagels ist Rheinländerin, sie nimmt das mit Humor. Ihr erster Beweggrund, hierzubleiben, war der Biergarten am Bayerischen Bahnhof.

Gern trinkt Gabriele Pagels dort in der Abendsonne ihre Gose, eine obergärige Leipziger Bierspezialität. Der Garten soll einer der schönsten Freisitze der Stadt sein. Ich bin bislang nur daran vorbeigeradelt, im Regen. Ich werde es dieses Mal auch nicht mehr schaffen, eine Kanutour zu unternehmen, auf der Weißen Elster, mitten durch die Stadt, in den Sonnenuntergang hinein. Es gab kein Pferderennen im Scheibholz, sodass ich die frisch renovierte, historische Tribüne nicht besteigen konnte. Ich habe in „Ilse Erika“, dem charmanten Wohnzimmerclub im Souterrain, nur die altmodischen Tapeten, nicht aber den Mann auf der Bühne gesehen. Es war zu voll, aber der Laden hat eine zweite Chance verdient. Genauso wie ich einen zweiten Blick in die Seitenstraßen der Karl-Heine-Straße werfen muss, um alle neuen Galerien und Läden dort auch zu finden. Und ich möchte eine Sommernacht abpassen, in der die Bürgersteige der Karl-Liebnecht-Straße von Feierwütigen überlaufen.

Es gibt eine neue Liste, für die nähere Zukunft, sie ist sehr lang und heißt: Was ich in Leipzig beim nächsten Mal unbedingt machen und sehen will. Ein weiterer Vorteil ihrer Stadt, so sagen die Leipziger, sei die zentrale Lage. Wenn es einem zu öde wird, dann kommt man schnell weg, mit dem Zug in einer guten Stunde nach Berlin zum Beispiel. Wie gut, dass ich nun weiß, dass dieser Satz auch in die andere Richtung funktioniert. ■



(1) Indie-Manufaktur: Henriette Weber publiziert in ihrem kleinen Lubok-Verlag Linoldruck-Bände mit Werken von Künstlerfreunden. (2) Grau raus! Michael Fischer-Art ist auf größere Formate spezialisiert: Der Maler hat schon vielen Fassaden seiner Heimatstadt die Langeweile ausgetrieben – etwa an der Karl-Liebnecht-Straße, wo immer mehr Bars und Restaurants aufmachen. (3) Die Mädler-Passage ist die feinste Einkaufsadresse; in „Auerbachs Keller“ im Untergeschoss trank schon Goethe gern Wein. (4) Ausflug ins Grüne: Wer genug von Stadt und Steinen hat, radelt drei Kilometer in den Palmengarten-Park an der Elster-Pleißer-Aue

